

Weitere Rezensionen

Johannes von Müller, **„Einen Spiegel hast gefunden, der in allem Dich reflectirt.“ Briefe an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi 1802–1803**, 2 Bde., hg. von André Weibel, Göttingen: Wallstein Verlag 2014, zus. 1.098 S., 33 Abb., EUR 59,-, ISBN 978-3-8353-1383-5.

Die vorliegenden Bände beinhalten eine kritische Edition von 126 Briefen des Historikers Johannes von Müller (1752–1809). Verfasst zwischen Juni 1802 und März 1803, sind diese Texte die faszinierenden Zeugnisse einer Freundschaft, welche den 50-jährigen Schweizer Gelehrten mit einem gewissen Louis Batthyány Szent-Iványi verband. Indes war Müller einem Betrug aufgesessen. Die Briefe des vermeintlichen ungarischen Adligen stammten aus der Feder Fritz von Hartenbergs (ca. 1781–1822), eines Protégés. Dieser wusste die Sehnsüchte seines Gönners so gekonnt zu bedienen, dass der Schwindel erst nach vielen Monaten aufflog. In der Zwischenzeit hatte Müller immer wieder Geld vorgeschossen. Zerrüttet waren aber nach Ende der Briefaffäre nicht nur seine Finanzen: Das Gerichtsverfahren, welches zur Inhaftierung von Hartenbergs führte, machte die Angelegenheit einer gebildeten Öffentlichkeit bekannt. Müller wurde zum Gegenstand der Sympathie, des Mitleids und des Gespöts seiner Zeitgenossen – oder zur Persona non grata. Das Skandalon war umso pikanter, als dieser „Freundschaftsschwindel“ (Bd. 2, 118), wie der Herausgeber brillant formuliert, einen weithin gerühmten Historiker getroffen hatte, dessen Schriften ihm in ganz Europa höchste Achtung eingetragen hatte. Im Jahr 1809 starb er, wohl ohne sich von dieser vielleicht größten Enttäuschung eines an Enttäuschungen reichen Lebens erholt zu haben.

André Weibel hat nun die Müller'sche Korrespondenz (sowie eine Fülle weiterer Unterlagen) in einer mustergültigen Ausgabe zum ersten Mal ungekürzt publiziert, wissenschaftlich ediert und ausgiebig kommentiert. Damit gibt er nicht nur der Forschung zu Johannes von Müller einen längst fälligen Neuanstoß. Die Briefe gestatten darüber hinaus allen, die sich auf das umfangreiche Konvolut einlassen, tiefe Einblicke in die Geschichte der Emotionen, Sozialitäten, Sexualitäten und literarisch-epistolaren Freundschafts- wie Liebescodes um 1800. Dabei sind die Briefe Müllers an „Batthyány“ so gut wie vollständig erhalten. Inkriminierende, weil erotisch explizite Beiblätter hat

Müller jedoch vernichtet und einige wenige Passagen wurden unkenntlich gemacht. Demgegenüber sind die Briefe aus der Werkstatt des Hochstaplars verloren. Trotz dieser Verluste bleibt das Konstrukt ihrer Freundschaft nachvollziehbar, zumal Müller bei deren Gestaltung federführend gewesen sein dürfte. Einige der in dieser Ausgabe edierten Briefe sind allerdings an andere Personen als den Wunschfreund adressiert. Müller schrieb beispielsweise auch an eine „Maria Theresia von Falkenstein“, die als vermeintliche Mutter „Batthyánys“ dem Lebensbund ihres ‚Sohnes‘ angeblich den Segen gegeben hatte. Überhaupt staffierte von Hartenberg seinen Betrug mit fiktiven Personen und überraschenden Plot-Situationen aus, um so die Persona des Grafen mit Leben zu füllen und die nicht stattfindende Begegnung zu motivieren.

Anfangs warb Müller um den Jüngeren in französischer Sprache. Schon kurz nach Beginn des Briefwechsels wird jedoch das Deutsche zur Haupt- und Herzessprache ihrer Korrespondenz. Die Briefe weisen zudem eine Vielzahl von eingestreuten Zitaten auf, welche der Herausgeber, sofern sie in anderen Sprachen als dem Deutschen gehalten sind, zusammen mit den französischen Partien mit kundiger Hand übersetzt hat. Schon an diesem literarischen Aufgebot lässt sich der enorme Anspruch des geplanten Bunds ermessen. Anders als beim Dichter August von Platen (1796–1835), dessen Codeswitching zur Sprache seiner Mutter (wenn wir Hubert Fichte Glauben schenken), das Französische – die Sprache, die „das Sexuelle“ ausdrückt, „ohne es zu stigmatisieren“ – „zur Sprache der Männerliebe macht“,¹ liegt solche Eindeutigkeit in der Funktionszuweisung der Sprachen bei Müller meiner Ansicht nach nicht vor. Seine Briefe katapultieren uns jedoch in das schillernde Potential der Männerfreundschaft um 1800 – in deren Praxis, deren affektiv-erotisches Spektrum, letztlich aber auch in deren Brüchigkeit.

Die *Praxis* epistolarer Männerfreundschaft lässt sich aus den Briefen einwandfrei rekonstruieren. Man kommunizierte nicht nur ausgiebig, sondern beständig, die Briefe mit einer Fülle von Gefühlen und humorvollen Doppeldeutigkeiten verlebendigend. Müller maß jeder brieflichen Äußerung „Batthyánys“ enormes Gewicht bei. Briefe wurden gelesen, wiedergelesen, jede Stelle gedeutet und ausgewählten Freunden vorgelegt. Der Verfasser führte das vermeintliche Porträt seines geliebten Freundes ständig mit sich; um sich ihm nahe zu fühlen, führte er einen inneren Dialog mit ihm, berührte es oder stellte es in seinen Gemächern auf, um Besucher in ein Gespräch zu verwickeln (Bd. 1, 165f.). Der im Medium des Briefes besiegelte Bund intensivierte das Leben allgemein (zum Beispiel Bd. 1, 46, 49). Gedichte von Horaz oder Essays von Montaigne, die der Briefautor sich erneut vornahm, erschienen in neuem Licht (Bd. 1, 107f., 192, 280), denn „alle Sinne sind schärfer“ (Bd. 1, 212).

¹ Hubert Fichte, „Deiner Umarmungen süße Sehnsucht“. Die Geschichte der Empfindungen am Beispiel der französischen Schriften des Grafen August von Platen-Hallermünde, Tübingen 1985, 44, 59.

Überhaupt sind die Briefe darauf angelegt, die Grenze zwischen gelebtem Leben und medialem *Lieben* verschwimmen zu lassen. Der „wahre Freund“ war für Müller zweifellos derjenige, mit dem sich Alltag wie Bett teilen ließ. Ganz selbstverständlich changiert seine Sprache zwischen Reinheitsempfase einerseits und Passagen andererseits, welche die sinnlich-körperliche Begegnung der Freunde bis hin zur sexuellen Erfüllung vorwegnehmen wollen (Bd. 1, 64, 70, 292 und öfter). Die Biographien der beiden ließen keinen Zweifel am Desiderat einer erotischen Männerfreundschaft: Von Hartenberg hatte „Batthyány“ einen verstorbenen Intimus namens Gustav angedichtet, dessen Tod den Ungarn angeblich an den Rand seiner Existenz gebracht hatte. Müllers Werben um den Berner Patrizier Karl Viktor von Bonstetten war einem gebildeten Lesepublikum vertraut, seit der Briefwechsel der beiden zuerst in Zeitschriften und dann 1802, zur Zeit der „Batthyány“-Korrespondenz, in Buchform erschienen war. Folgt man den Spuren des Freundschaftscodes, wie er sich in den Müller'schen Briefen niedergeschlagen hat, dann bestand kein Widerspruch zwischen *Männerfreundschaft* und *Männerliebe*. Vielmehr überspitzte die Engführung von Freundschaft und Liebe in diesem Fall ein Gleichheitsideal, bei dem die Geschlechterdifferenz nur hinderlich sein konnte. Dieser Bund sollte geradezu einer Entgrenzung von Männlichkeit entgegenwirken. Müller sah Männerfreundschaften denn auch als maskulinisierend an: „sie machen männlich u[nd] geben einen höhern Sinn“ (Bd. 1, 291).

Schließlich geben die Briefe aber auch den Blick frei auf die *Brüchigkeit* der Freundschaft als Lebensform. Die Exzeptionalität dieses Sozialexperiments einer geplanten *Ménage à deux* oder *à trois* (in wechselnden Personenkonstellationen) war das Signet der Verbindung Müller–„Batthyány“ vom Moment der Kontaktaufnahme an. Und genau dieses Außergewöhnliche, Alles-Übertreffende, Superlativische machte den Vollzug der Freundesliebe zu einer höchst diffizilen Angelegenheit – und das schon im Vorfeld einer tatsächlichen Begegnung. Zum ersten sollte sich diese Liebe nämlich von den erotischen ‚Arrangements‘ zwischen Herren und Dienern unterscheiden, wie sie aus der Zeit um 1800 und aus der Müller'schen Vita belegt sind. Des Weiteren sollte sich die Dauer, auf die der Lebensbund der beiden angelegt war, von den flüchtigen Liebeleien, Eroberungen und Amouren unter Männern abheben, an denen von Hartenberg seinen Gönner gesprächsweise regen Anteil nehmen ließ (wobei, wie aus Müllers Briefen zu erschließen ist, Offiziere und Redouten eine besondere Rolle gespielt zu haben scheinen). Letztlich musste die erotische Männerfreundschaft aber auch die eheliche Gemeinschaft als Sozialform von Ungleichen übertreffen: „Unsere Freundschaft oder Liebe (denn das ist dasselbe) gründet auf einer vollkommenen Gleichheit“, schreibt Müller am 23. Juni 1802. Dass die gleichgeschlechtliche Freundschaft ihrerseits wiederum auf die Reform zwischengeschlechtlicher Lebensformen wirken konnte, weiß man aus der Rezeption des Briefwechsels Müller–Bonstetten. Das sodomitische „crime contre nature“ taucht demgegenüber allenfalls in einem der vielen ironischen Seitenhiebe auf: ein „widernatürliches Verbrechen“ ist Müller zufolge die Langeweile (Bd. 1, 17).

Der Freund als Spiegel des Selbst war allerdings ein Ideal, dessen Verwirklichung sich unweigerlich an den realen Unterschieden von Stand, Bildung, Alter und sozialer Stellung rieb. Wiederholt zweifelte Müller, der Ältere von beiden, ob der Jüngere ihn körperlich attraktiv finden könne. Im Gegenzug ließ sich das Wissensgefälle ausschlichten, um durch ein geplantes Lektüreprogramm, ambitionierte Reisepläne und intime Gespräche die Ebenbildlichkeit der Freunde voranzutreiben. Dass die „Vereinigung“ (Bd. 1, 176 und passim) im mehrfachen Sinn immer wieder nicht zustande kam, hatte insofern auch sein Gutes; das frustrierende Warten auf das Eintreffen des brieflich geliebten Freundes erlaubte es, den Bund in der Phantasie auszugestalten und über die Freundschaft als Lebensform zu philosophieren. In diesem Zusammenhang ist dem Herausgeber sicher recht zu geben, wenn er meint, von Hartenberg habe Müllers Drang unterschätzt, diese alles übertreffende Freundschaft nicht im Idealischen zu belassen, sondern praktisch zu vollziehen (Bd. 2, 32, 113). In einer Zeit revolutionärer Umbrüche mutierte der amikale Sozialentwurf geradezu zum Angelpunkt der Müller'schen Existenz. Er, der damals eine Stelle als Kustos an der Wiener Hofbibliothek innehatte, suchte in dieser Freundschaft den Abschied vom verhassten öffentlichen Leben. Hatte die republikanische Freundschaft in Müllers Abhandlungen zur Historie der Schweiz noch als ein Motor politischen Handelns und damit als ein Politikum ersten Ranges gegolten, sollte sie in den „Batthyány“-Briefen in allererster Linie ein Refugium vor den Unbilden der Zeit bieten:² „Daß nicht die Geschichte meines Volks [...], sondern unsere Freundschaft mein liebstes u. mein bestes Werk ist, sehe ich täglich besser.“ (Bd. 1, 184)

Weibel, der sich schon mit der Edition der *epistolae familiares*³ Müllers einen Namen als hervorragender Kenner des wohl größten deutschsprachigen Historikers seiner Generation gemacht hat, bezeichnet die Briefe an „Batthyány“ in seinem informativ-umfangreichen Nachwort als „die frühesten authentischen mann männlichen Liebesbriefe in deutscher und französischer Sprache, die der Forschung bis heute bekannt sind“ (Nachwort, Bd. 2, 8). Dabei richtet der Herausgeber den Blick vor allem in die Moderne, auf die Zukunft der Homosexualität als Lebensform (wobei, wie in der Freundschaftstopik selbst, interessanterweise historische Persönlichkeiten und literarische Gestalten vermengt werden). Er folgt der jüngeren Forschung, wenn er den Aufstieg der psychiatrisch-forensischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert nicht mehr wie Michel Foucault als Angelpunkt in der Geschichte der Sexualität präsentiert. So hat Alain Corbin kürzlich die Vielfalt der Theoreme *in sexualibus* an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert rekonstruiert.⁴ Und Thierry Pastorello hat sexuelle Diskurse wie soziale

2 Johannes von Müller, Allgemeine Aussicht über die Bundesrepublik im Schweizerland, hg. von Doris u. Peter Wälschli-Wilhelm, Zürich 1991 [auch als: Vue Générale de la République Fédérative des Suisses, ebd.].

3 Johannes von Müller u. Johann Georg Müller, Briefwechsel und Familienbriefe 1766–1789, hg. von Andreas Weibel, 6 Bde., Göttingen 2009. Die Kommentarbände sind noch nicht erschienen.

4 Vgl. Alain Corbin, L'harmonie des plaisirs. Les manières de jouir du siècle de lumières à l'avènement de la sexologie, Paris 2008.

Praktiken am Ende des Ancien Régime als Wendepunkt in der lang andauernden historischen Entstehung männlicher Homosexualität als Lebensform plausibel gemacht.⁵ In ihrer Konstruktionsfreudigkeit fügt sich Müllers Konzeptualisierung der Freundschafts- und Liebesfreundschaft nahtlos in dieses Bild einer geschlechtergeschichtlichen Umbruchzeit um 1800. Was diese Zeitschwelle mithin auszeichnete, war das Zusammentreffen einer Vielfalt von Diskursen mit publizistischer Debattierfreudigkeit und einer Lust am Experimentieren, die ihresgleichen suchte.

Zugleich muss das Müller'sche Freundschaftskonstrukt allerdings als rückwärtsgerichtet verstanden werden. Es war ein Auffangbecken traditioneller Freundschaftsdiskurse und -praktiken. Die Exzeptionalität dieses Paares sollte sich auf der Folie einer in den Müller'schen Briefen selbst kolportierten Universalgeschichte der mann-männlichen Freundschaft erweisen. Nicht nur den *usual suspects* der Freundschaftstopik seit der Antike begegnet man hier; in seiner Suche nach Modellen schöpft der Briefautor auch aus der jüngeren und jüngsten Geschichte männerliebender Männer (so zum Beispiel Bd. 1, 7, 11, 268 und öfter). Der Bund Müllers mit „Batthyány“ richtete sich durch diesen historischen Rekurs dann aber auch wieder auf die Zukunft der ebenso raffinierten wie als rar gedachten Lebensform Freundschaft: „ein feüriger Jüngling im 22sten Jahrhundert wird uns nach fühlen, u. unsere Profils in seine Pitschaft [Petschaft] stechen lassen.“ (Bd. 1, 294) Die Briefe kamen somit einem epistolaren Monument gleich.

Der emphatische Überschwang des Herausgebers ist als Reflex auf die abschätzigen Reaktionen Müller gegenüber seit dem frühen 19. Jahrhundert verständlich.⁶ Wie Weibel überzeugend darlegt, strotzt seine Rezeption von Entstellungen und Fehlurteilen. Deren Richtigstellung hat sich der Herausgeber verdientermaßen zur Aufgabe gemacht. Gelegentlich hätte ich mir eine konzisere Kommentarsprache gewünscht; der kalkulierten Schichtung von Bedeutungsebenen in diesen „von Empfindungen trunken[en]“ Briefen (Bd. 1, 5, 9) wäre so ein Kontrapunkt gesetzt und den LeserInnen das Auffinden hilfreicher Informationen erleichtert worden. Zugleich vermag gerade die Konsonanz der Müller'schen Briefe mit dem Enthusiasmus Weibels für sein Sujet den Texten immer wieder Einsichten zu entlocken, welche der Forschung noch auf Jahre hinaus Anregungen verschaffen dürften. Man kann nur hoffen, dass sie die Schätze, die hier auf sie warten, auch heben wird.

Helmut Puff, Ann Arbor

5 Vgl. Thierry Pastorello, *Sodome à Paris fin XVIIIe siècle – milieu XIXe siècle. L'homosexualité masculine en construction*, Paris 2011.

6 Vgl. Paul Derks, *Die Schande der heiligen Päderastie: Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750–1850*, Berlin 1990, 295–369. Derks sieht die erste Dekade des 19. Jahrhunderts und den Fall Müller als einen Wendepunkt in der Geschichte der männlichen Homosexualität: von der Toleranz der späten Aufklärung zu wachsender Intoleranz in einem Zeitalter nationaler Erweckung.